

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 33/2 (2006)

DOI: 10.11588/fr.2006.2.49732

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.



bild durch eine Kürzung der Artikel gleichgeblieben ist. Drei Viertel (406) der im »Dictionnaire« erklärten Schlagwörter finden sich schon bei Cabourdin/Viard. Ein weiteres Fünftel (136) wird auch von Grenier/Béguin/Bonzon in ihrem bereits 2003 erschienenen »Dictionnaire« aufgeführt. So folgt die Auswahl der aufgenommenen Einträge im großen und ganzen dem, was schon die Vorgänger geboten haben.

Dies gilt auch für die thematische Gewichtung. Es werden keinerlei Personen aufgeführt. Zentrale Ereignisse der frühneuzeitlichen Geschichte Frankreichs – von zwei Ausnahmen (dem Concile de Trente und der Fronde) einmal abgesehen – sind von den Autoren ebenfalls beiseite gelassen worden. Auch die kurzen Beschreibungen der einzelnen Provinzen sowie der größten Städte, wie sie sich noch bei Cabourdin/Viard fanden, wurden hier – übrigens völlig zu Recht – nicht übernommen. Leider erfahren auch militär-, marine- und politikgeschichtliche Lemmata eine eher stiefmütterliche Behandlung. Justiz und Verwaltung, Familie und Alltagskultur, Landwirtschaft und Handel werden hingegen ausreichend behandelt. Die allergrößte Bedeutung wird jedoch – entsprechend den persönlichen Forschungsinteressen des Herausgebers – der Religionsgeschichte beigemessen. Fast ein Viertel aller Artikel (147) behandelt Begriffe aus diesem Bereich.

So krankt Muchembleds »Dictionnaire« nicht an der Qualität der einzelnen Artikel. Deren Inhalt wird dem definierten Anspruch jederzeit gerecht. Verfehlt wird das angestrebte Ziel vielmehr durch die unausgewogene Auswahl der behandelten Stichworte. Mit diesem Mißverhältnis steht es jedoch nicht allein. Auch Delsalles »Lexique« befaßt sich zu knapp einem Viertel (199 von 834) mit Religionsgeschichte. Im »Dictionnaire« von Grenier/Béguin/Bonzon sind es gar 27% der Artikel (226 von 836). In dieser Beziehung sparsamer verhalten sich die anderen Konkurrenten: Bély's »Dictionnaire« kommt auf ein Sechstel (145 von 896), Cabourdin/Viard auf etwas unter 15% (80 von 540) und Marion nur noch auf knapp 12% (133 von 1119). Wollte man zum Kauf nur eines dieser Werke raten, so wäre dies wohl eher jenes von Lucien Bély, zumal es seit 2003 als Taschenbuch vorliegt und sich damit in der gleichen, für Studenten erschwinglichen Preiskategorie bewegt.

Jörg ULBERT, Mahalon

Jeremy BLACK, *Kings, Nobles & Commoners. States & Societies in Early Modern Europe. A Revisionist History*, London (Tauris & Co I.B.) 2004, X–198 S., ISBN 1-86064-986-6, GBP 15,95.

Mit der Entwicklung der europäischen Staaten und Gesellschaften zwischen 1550 und 1800 ist das Thema des Buches denkbar weit gespannt. Der Autor hat sich aber noch mehr vorgenommen: nämlich eine Revision von Vorurteilen und Zerrbildern, die unseren Blick auf die Frühe Neuzeit verstellten. Er hält die britische Frühneuzeitforschung offenbar für einen Augiasstall, den man gar nicht elanvoll genug ausmisten kann. Viele grundlegende Neuorientierungen täten not, denn die Kollegen hätten ihre Leser zuhauf auf tückische falsche Fährten gelockt. Von Dutzenden »revisionist interpretations« Blacks dürften diese die dem Autor besonders wichtigen sein: Mit Verve insistiert er darauf, daß der Protestantismus nicht einfach »better«, moderner und rationaler gewesen sei als katholische Frömmigkeit. Man dürfe den katholischen Süden nicht immer nur schlechtreden, insbesondere aber beklagt der Autor eine »East-West dichotomy«: die Überzeugung, alles Gute komme aus dem Westen. (Black ist der Ansicht, die von ihm ausgemachten »series of binary comparisons in favour of the West« seien ein Produkt des Kalten Krieges, könnte damit aber zu kurz greifen: schon die Wertungen frühneuzeitlicher Reiseaufzeichnungen, Völkerkunden und Völkertafeln prägte ein West-Ost-Gefälle). Die Historiographie hätschle einige Lieblingsländer, andere, neben dem katholischen Spanien die des europäischen Ostens, firmierten als »reactionary states«. Hingegen registriert Black mit Genugtuung, daß doch Öster-



reich, Preußen und Rußland im 18. Jh. diejenigen Staaten gewesen seien, »whose power increased most significantly« (S. 3). Waren demnach nicht sie besonders »successful«?

Von staatlichem »success« ist in dem Büchlein häufig die Rede, wiewohl der Autor doch die teleologischen Geschichtskonstruktionen der Machtstaatshistoriker ablehnt, natürlich, er füllt die Kategorie »Erfolg« nicht gänzlich gleich wie die Kollegen. Diese Kollegen sind Engländer – französisch- oder deutschsprachige Titel kommen in dem Buch nicht vor. Überhaupt wundert sich der deutsche Leser auf Schritt und Tritt über den Eifer, mit dem da offene Türen eingetreten werden: denn die deutsche Frühneuzeitforschung hat gewiß ihre Einseitigkeiten, indes eben doch ganz andere als die von Black monierten. Man merkt das auch, wenn er anmahnt, »the role of confessionalism« (S. 44) endlich angemessen zu würdigen – darüber wurden in Deutschland in den letzten zwanzig Jahren Hunderte von Arbeiten geschrieben, die Black wohl nicht kennt, jedenfalls nicht nennt. Wenn er meint, Reformation und Konfessionalisierung verdienen, gleich gründlich erforscht zu werden wie der Absolutismus, hat er damit gewiß recht, nur wird es in Deutschland seit langem getan; hierzulande zeichnet sich ja eher ein Hiatus zwischen dem Gros jener Frühneuzeitler, die das 18. Jh. im engen Kontakt mit den Spezialisten fürs 19. nach für diese interessanten Gesichtspunkten (Formation des Bürgertums, früher Nationalismus) erforschen, und jenem kleineren Rest ab, der sich noch mit Konfessionalismus und Absolutismus abmüht – von dieser Gefahr für die Einheit der Frühneuzeitforschung ist wiederum bei Black keine Rede. Daß er den nichtbritischen Gesellschaften, manchmal in gönnerhafter Attitude, auch Gutes nachsagen will, kann Leser aus diesen Ländern befremden, zumal in jenen dem Übergang zur Moderne gewidmeten Passagen, in denen die Überzeugung Blacks deutlich durchscheint, wonach der britische Weg, weil er dem »private sector« mehr Freiräume gegeben habe, eben doch der überlegene gewesen sei. Das ist neoliberales »best practice«-Denken, in die Geschichte zurückprojiziert. Blacks Blick auf andere Länder ist wohlmeinend, aber nicht unbefangen.

»State-building« ist für Black nicht Resultat einer zielgerichteten Anstrengung von Regierungszentralen, erwächst vielmehr dem stets aufs Neue zu erringenden Konsens zwischen Herrschern und Beherrschten; Staaten seien »successful«, wenn dieser Konsens stabil ist, nicht, wenn sie besonders strikt zentralisiert, autoritär gelenkt werden. Wandel, manchmal Fortschritt ergäben sich nicht aus gezielten Modernisierungsanstrengungen nach Plan, sondern aus tastenden Problemlösungsversuchen, insbesondere entspringen sie Kompromissen und – dem Zufall (die überragende »role of contingency« in der Geschichte wird das ganze Buch hindurch beschworen, erstaunlicherweise nicht am Beispiel der Ermordung Heinrichs IV.). Überhaupt werde die Stärke frühneuzeitlicher Staatlichkeit überschätzt, würden die ins Mittelalter zurückreichenden Kontinuitätslinien vernachlässigt. Auch Staaten, die in ihrer Zeit als »successful« galten, waren korrupt, ineffizient, ließen dauernd Gauner entwischen und hielten ihre Straßen schlecht in Schuß. Natürlich glaubt der Autor auch nicht an absolutistische Allgewalt oder »a ducal blueprint for absolutism« (S. 33). Selbst absolutistische Herrscher mußten sich arrangieren. Die deutsche Diskussion über staatsbildende und modernisierende Potentiale des Konfessionalismus kennt Black, wie gesagt, nicht.

Weil er auch die gängige Epocheneinteilung seiner kritischen Revision unterziehen will, wagt Black, munter über die europäische Landkarte hüpfend, sogar einen chronologischen Durchgang durch die ganze frühneuzeitliche europäische Geschichte. Dabei macht er eine »mid-seventeenth-century crisis« (S. 114–116) aus, die die nächsten hundert Jahre vorgeprägt habe (man kann sich angesichts der zuletzt schlechten Erfahrungen mit solchen vermeintlichen Generalkrisen, etwa der eine Zeitlang im späten 16. Jh. gesichteten, etwas darüber wundern). Übrigens ergibt sich bei abschließenden weltgeschichtlichen Betrachtungen, daß auch China in sie verstrickt gewesen ist (S. 164). Die erste Hälfte des 18. Jhs. sei in jeder Hinsicht (in ideengeschichtlicher?) von der zweiten so verschieden, daß man sie besser als Fortsetzung der zweiten Hälfte des 17. Jhs. verstehen könne.



Das »A States System?« betitelte Kapitel fragt nicht nach den neuerdings, wieder einmal, umstrittenen Entstehungsbedingungen und -jahren eines solchen »Systems«, sondern nach dem Zusammenhang zwischen Regierungsweise und »international success«. Daß Polen im späten 18. Jh. aufgeteilt wurde, das Alte Reich Napoleons Machthunger nicht gewachsen war, beweise nicht, daß wenig zentralisierte Gemeinwesen für den europäischen Konkurrenzkampf nicht fit gewesen seien, so der Autor, der »the fact that the French might have conquered Britain had it not been an island« für schlagend hält (S. 66). Außerdem sei das machtvoller zentralisierte Dänemark »less successful than Sweden« gewesen (S. 73), die Schweizer hätten sich gut gehalten, und die Holländer doch erst recht. Die dem Reich gewidmeten Pinselstriche sind in freundliche Farben getaucht. Überhaupt bietet das außenpolitische Kapitel des Büchleins viele treffliche Beobachtungen. Zu Recht kritisiert der Autor, daß die in den Politikwissenschaften dominierende (neo)realistische Denkschule für Werte, Normen, Denkschablonen der internationalen Akteure blind ist. Zu Recht warnt er immer wieder davor, vom Standpunkt einer säkularisierten Moderne aus »ideological factors« (S. 39) und insbesondere den Glauben in der Vormoderne zu marginalisieren. In einer Zeit, da allenthalben von Politologen, aber auch vom letzten Außenminister der Bundesrepublik Deutschland, ein »Westfälisches System« (das 1989 zuendegegangen sei oder derzeit ende) beschworen wird, liest man bei Black gern die beiläufige Bemerkung, daß sich der internationale Politikbetrieb nach 1648 nicht einschneidend von dem zuvor unterschieden habe. Dem war wohl so. Das »Westphalian system«: das ist kein Mythos der englischen Frühneuzeitforschung, sondern aller Nichtfrühneuzeitler.

Ansonsten aber merkt man dem Buch deutlich an, daß es sich speziell an englische Historiker wendet. Was hat ein deutscher Leser von der Lektüre? »Revidiert« werden nicht seine Vorurteile, und die Literatur, die ihm geläufig ist, kennt wiederum Jeremy Black so wenig wie viele der ihn derzeit interessierenden offenen Forschungsfragen. Das Buch macht sehr deutlich, wie schwierig es ist, »europäische Geschichte« zu schreiben, ohne daß es einen gemeineuropäischen Diskussionsstand gibt und jene gemeineuropäische Sprache, die es dem Verfasser europäischer Geschichten ermöglichen würde, an vertiefte Kenntnisse über die einzelnen Nationalgeschichten heranzukommen. Blacks Buch hinterläßt einen sehr zwiespältigen Eindruck, gelegentlich wundert sich der Leser, manches kann er bewundern. Läßt sich wirklich alles mit allem fruchtbar vergleichen? Der Autor liebt Vergleiche über alles, »the British crisis of 1775–83 was, in the event, less serious for the politics and society of Britain than the revolution was to be for France« (S. 139); »in 1740/41, the Habsburg polity faced a terrible crisis comparable in some respects to that of Poland in the 1650s and the 1700s« (S. 140); »the defeats of the Ottomans from 1683 were of greater consequence than those of the Habsburgs in the Thirty Years' War« (S. 64). Kombiniert man solche Vergleiche mit munterer Spekulationslust, vervielfältigen sich die in den Zeitläufen schlummernden wunderbaren Möglichkeiten: »As a state on Europe's open frontier, Muscovy/Russia faced problems and opportunities. Had it succumbed to its Islamic opponents, then Poland-Lithuania would have been the major frontier state and, if successful, the dominant power in Eastern Europe« (S. 73). Vielleicht kann man das eigentlich nicht resümierbare Büchlein so charakterisieren: der Autor räsioniert, mit großer Faktenkenntnis und sehr großer Assoziationsfähigkeit. Zwischen Banalitäten (»if every century displays both change and continuity, the eighteenth was no exception«: so der Beginn des Kapitels über das 18. Jh. auf S. 131), kühner Gedankenakrobatik und rundum gelungenen Miniaturen schwankend, bietet das Buch alle Stilebenen und intellektuellen Kaliber, meistens auf ein und derselben Seite. Denkanstöße findet der Leser allemal. Studenten würde das Buch sehr verwirren.

Axel GOTTHARD, Erlangen